

Gegen zweiundzwanzig Uhr, nach fünfzehn Stunden, kommen sie am Alexanderplatz an. Es ist das letzte Wochenende der Sommerferien. Die Obdachlosen haben ihre Nachtschicht angetreten, einer von ihnen spielt »Here comes the sun«, nicht einmal schlecht und obendrein ohne etwas dafür zu verlangen. Es ist warm. Nach all dem beengten Herumgesitze im Zug gehen sie den Rest des Weges zu Fuß, es sind nur ein paar hundert Meter bis nach Hause. Vielleicht ist es wegen der Musik oder der milden Abendstunde, dass Jonas alle anstehenden Probleme mit einem Mal als weniger bedrängend empfindet, sich im Gehen sogar gut fühlt, befreit zumindest von der Bürde des Reisens. Hier sind sie zu Hause. Es ist nur klein, ein Basislager; aber überhaupt ein Zuhause zu haben sollte man als wertvoll betrachten, wenn man überall sonst nur zu Gast ist.

»Das gute alte Berlin«, sagt er und freut sich darauf, die todmüden Jungs ins Bett zu bringen, dann mit Vera noch ein Glas Wein auf dem Balkon zu trinken, um sich an der stickigen Berliner Luft und den krakeelenden Partyleuten zu freuen, und dann ... Vielleicht würden sie nackt schlafen gehen, vielleicht würde eins zum anderen führen, ganz sicher sogar, und das wäre ein stimmiger Schlussakkord für diese Reise.

Am Ende der Straße bemerkt er einen Wagen. Die tiefstehende Sonne blendet ihn, aber er erkennt einen schwarzen SUV, der von der Holzmarktstraße kommend um die Kurve ruckelt und schlingert, fast stehen bleibt, laut den Motor aufheulen lässt, dann einen Satz nach vorne macht und beschleunigt. Obwohl der Wagen noch kein Teil von Jonas' Leben oder dem seiner Familie ist, nicht darin eingreift und es im Moment kaum an der Peripherie berührt, empfindet er den Fahrstil als störend und bedrohlich. Es kann sich eigentlich nur um einen Betrunkenen handeln; hoffentlich wird er bald aus dem Verkehr gezogen. Jonas hasst diese protzigen Autos und ihre Fahrer.

Er hat die birkenbestandene Vorwiese der Siedlung schon fast ganz überquert und sieht nun rückwärtsgehend nach Enno, der zu ihm aufzuschließen versucht. Vera, am Rand der Wiese, überredet Mats mit Engelszungen zu den letzten Metern. Gleich werden sie zu Hause sein, es ist nicht mehr weit.

Der Supermarkt im Alexa gegenüber ist noch geöffnet. Nur wenige Fußgänger sind auf der Alexanderstraße unterwegs, keine Kunden mehr, sondern Nachtschwärmer, junge Leute, die ihre Startpositionen für die Nacht einnehmen, in der Holzmarkt Pampa etwa, um dann später ins Kater Blau zu wechseln oder den KitKatClub.

»He, schläft nicht ein da hinten«, ruft Jonas.

Das Röhren des Wagens, viel lauter jetzt, lässt ihn wieder in dessen Richtung blicken. Zu seinem Erstaunen ist er bereits viel näher herangekommen, und er beschleunigt weiter. In den seltsam unkontrollierten Lenkbewegungen, mit denen der Fahrer die Spur mehr zu verhöhnen scheint, als dass er sie zu halten versucht, ist die Gewalt des viel zu großen, massiven Wagens zu spüren, der dunkel und schwer der Sonne davonzurasen scheint. Jonas öffnet den Mund, um in seinem stärker werdenden Ärger etwas zu rufen,

eine Verwünschung, eine Beleidigung. Er bleibt stehen. In Veras mattem Lächeln sieht er, dass auch sie mit ihren Kräften am Ende ist. Er setzt einen Schritt in ihre Richtung, dann noch einen. Enno kommt allein auf ihn zu; Vera kehrt um und geht die paar Meter zu Mats zurück, um ihn huckepack zu nehmen.

»Nur noch ein kleines Stück!«, ruft er ihnen aufmunternd zu.

Der Wagen beschleunigt weiter, die schlingernden Bewegungen haben plötzlich aufgehört. Er rast einfach. Ein Wettrennen? Jonas sieht keinen weiteren Wagen. Soll er Vera warnen? Aber sie hat mit Mats, ebenso wie Enno, bereits die Vorwiese erreicht, in sicherer Entfernung zur Straße. Es scheint, als beschleunige der Wagen immer weiter, er mag bei 80, 90, jetzt schon 100 Stundenkilometern sein. Ein Raser, ein rücksichtsloser Prolet. Jonas will seiner Empörung Luft machen, aber das unbeherrschte Beispiel, das er im Zug abgegeben hat, hindert ihn; er brüllt nicht. Später wird er noch oft daran denken. Im nächsten Moment bricht das Auto scharf zur Seite aus und driftet steil von der Straße weg Richtung Gehsteig.

»Hinter dir!«, ruft er jetzt, aber es ist zu spät.

Vera dreht sich um; der Wagen springt an der Bordsteinkante hoch wie ein Raubtier beim Angriff und erfasst, scheinbar noch immer beschleunigend, sie und Mats.

So wird er es später in der Zeitung lesen: *Der Wagen kam von der Straße ab und erfasste zwei Personen.* Jetzt aber erfasst Jonas nicht, was das bedeutet, und er wird sich später nicht einmal erinnern können, was er überhaupt gesehen hat. Alles geschieht unbegreiflich schnell, das Bild ist schon im Moment seiner Entstehung ausgelöscht. Das einzige, was er hört, und sogar durch seinen ganzen Körper hindurch spüren kann, ist der gewaltige Aufprall, mit dem der Wagen eine Sekunde später an einer Birke, die dem Angriff splitternd widersteht, zum Stehen kommt.

Als er erwacht, sind die Geräusche verstummt. Es ist still, aber still ist nicht das richtige Wort. Jetzt ist da ein gleichmäßiges Piepen, davor waren es Granateinschläge und menschliche Schreie. Ein Traum?

Dies ist nicht sein Bett. Das Licht ist kalt und unpersönlich, er ist nicht zu Hause. Die Frage »Wo bin ich?«, stellt sich dennoch nicht. Das muss ein Krankenhaus sein. Es ist eher ein Gefühl als eine Erinnerung: Etwas Schlimmes ist geschehen.

Er hebt eine Hand. In seinem Arm steckt eine Kanüle. In seiner Nase spürt er einen Beatmungsschlauch. Etwas ist mit seiner Brust. Er zieht die Bettdecke ein Stück herunter und versucht, den Kopf zu heben. Hat er sich jemals so schwer angefühlt wie jetzt?

»Radomir.« Theresias Stimme. »Du bist wach.«

Er kann nicht lächeln. Sein Gesicht schmerzt.

»Du hattest einen Unfall. Du hast geschlafen.«

»Wie lange?«, will er fragen, aber sein Mund funktioniert nicht, seine Stimmbänder, gar nichts. Er kann Theresia nur undeutlich sehen. Nur ihre Stimme versichert ihm, dass er wirklich wach ist, und selbst das könnte geträumt sein. Der Mund so trocken; er hat schrecklichen Durst. Theresia sagt etwas, aber es ist sehr weit weg.

Er nimmt die Straße, die Umgebung, die gesamte Realität zugleich verschwommen und kontrastreich wahr. Der Moment scheint sich endlos zu dehnen. Der Wagen beschleunigt so stark wie ein Flugzeug beim Start – so kommt es ihm zumindest vor –, und er hat keinerlei Einfluss darauf. Es gibt kein Noch nicht und kein Nicht mehr: Ein Gefühl, als ginge die Zeit ihn nicht länger an. Nichts von dem, was geschieht, unterliegt seiner Kontrolle. Er ist sicher, gleich zu sterben, aber das ist nichts, wovor er sich fürchten müsste. Er driftet zur Seite, vermutlich wird der Wagen zerschellen, an einer Wand oder einem Baum, sein Körper zerquetscht. Vielleicht wird er verbrennen. Das alles spielt keine Rolle, er spürt nichts. Auch sein Tod geht ihn schon nichts mehr an.

Als er aufwacht, diesmal klarer, zweifelloser, ist Theresia nicht mehr da. Er ist außerstande zu sagen, wie viel Zeit vergangen ist. Aber jetzt ist sein Verstand einigermaßen bei Kräften. Er hat noch immer Schmerzen, im Gesicht und auch in der Brust, doch er kann sie jetzt einordnen. Er muss operiert worden sein. Die Jalousie ist

heruntergelassen, dahinter ist trübes Licht zu ahnen: Es ist Tag. Trotz der Schmerzen genießt er die unvermittelte Sicherheit, nach wie vor ein Teil dieser Welt zu sein.

»Geht es dir besser?«, fragt Theresia. Sie sieht übernatürlich gesund aus: Rouge, Make-up, die Fingernägel knallrot, dazu die blonden Haare. Der Rock ist sehr figurbetont, eigentlich etwas für Frauen, die zwanzig oder dreißig Jahre jünger sind.

»Was ist passiert?«, fragt er. Seine Stimme ist nur ein Flüstern.

»Bald geht's dir besser, Radi.«

Er versucht, tief einzuatmen, doch es geht nicht. Der Schmerz ist sowohl innerlich als auch äußerlich, wie eine Wunde. »Was ist da?«

Theresia setzte sich zu ihm und nimmt seine Hand, die sich unendlich langsam zu dieser Wunde auf den Weg gemacht hat.

»Was du für Sachen machst!«, sagt sie mit zärtlichem Tadel.

»Wie lange habe ich geschlafen?«

Sie nimmt ein Glas von seinem Nachttisch und füllte es zur Hälfte mit Wasser. Fragend hält sie es ihm hin, und als er nickt, stützte sie seinen Nacken. Er stöhnt und spuckt das meiste über sein Krankenhemd, die Bettdecke.

»Soll ich den Arzt holen?«

Er schüttelt schwach den Kopf. »Ich hatte einen Unfall«, hört er sich sagen.

Theresia streichelt seine Hand. Ihre ist trocken und kühl. »Du wirst wieder gesund«, sagt sie, wie um mit der guten Nachricht anzufangen. »Es wird etwas dauern, aber du wirst wieder ganz gesund.«

»Wann?«

Sie drückt seine Hand und lächelt zuversichtlich. Nicht zuversichtlich: unverbindlich.

»Ich fühle mich gut«, sagt er.

»Nein. Tust du nicht.«

Er schließt die Augen. Ein weiteres Stückchen Erinnerung kehrt zurück: Die Erkenntnis, dass nichts den schrecklichen Ausgang mehr verhindern kann. Dann lässt er los, akzeptiert die Katastrophe. Die ganze Welt löst sich in Nebel auf, wie bei einem Musikstück, das im lautesten Crescendo abrupt abbricht. »Was ist mit dem Wagen?«

»Der Wagen ist egal«, sagt Theresia bestimmt. »Du brauchst jetzt Ruhe. Das ist das Wichtigste. Der Arzt sagt ...«

Er dreht den Kopf zur Seite, versucht, aus dem Fenster zu sehen. »Kannst du die Jalousien hochziehen?«

Sie steht auf und geht zum Fenster.

»Was ist passiert?«, fragt er noch mal.

Sie verharrt in der Bewegung, die Jalousie halb geöffnet. »Der Wagen ist Schrott, Radi. Es ist ein Wunder, dass du da lebend rausgekommen bist.«

Er bekommt schlecht Luft, hustet; der Schmerz zerreißt ihm die Brust. Er stöhnt auf.

Theresia kommt an sein Bett und drückt die Klingel.

»Hast du von Gell gehört?«, fragt er mit kaum hörbarer Stimme.

»Du solltest nicht so viel sprechen, Radi.«

Während er versucht, die Fragen der Ärztin mit einem Nicken oder Kopfschütteln zu beantworten – »Haben Sie Schmerzen? Bekommen Sie genug Luft?« –, drängt auf einmal der Gedanke an den Termin, den er verpasst hat, mit Macht in sein Bewusstsein. Ein Schock geht durch seinen Körper: Er hätte Gell abholen sollen. Jalayer hatte ihm eine Stunde vorher den Ort mitgeteilt, alles sollte sehr schnell gehen. Radomir hatte in seinem Büro die Verträge zusammengesucht und Gell informiert, noch bevor er Khaled und Sherif angerufen hatte, um auch ihnen den Treffpunkt mitzuteilen. Bajrami würde am frühen Morgen bereits wieder zurückfliegen, auch Jalayer würde nur für dieses Treffen in der Stadt sein. Er sah vor sich, wie sie alle sich in der Lobby des Park Inn hätten begrüßen sollen: Gruppenbild mit Anwalt. Es müsse nicht die Lobby sein, hatte Gell gesagt, von ihm aus auch das Parkhaus, Hauptsache Familienfoto. Als ob es nicht schon schwierig genug gewesen wäre, dieses Treffen überhaupt zu arrangieren.

Monatelang hatte er auf die Zusammenkunft hingearbeitet, Telefonate mit Unbekannten geführt, Kontaktpersonen geschmiert, immer wieder neue Modalitäten vorgeschlagen und ihre Risiken durchgespielt. Auf dem Weg zum Park Inn waren ihm tausend Dinge durch den Kopf gegangen, die auch jetzt noch schiefgehen konnten. In keinem dieser Szenarien war ein Unfall vorgekommen.

Durch diesen Unfall ist sein Leben nun völlig aus den Fugen geraten. Sein Fehlen hat das Treffen vereitelt; Monate der Vorbereitung waren umsonst; sehr viele Menschen werden nun enttäuscht von ihm sein. Geschäftspartner im allgemeinen, und diese besonders, sehen alles, was bei derartigen Treffen schiefgeht, als verdächtig an. Das führt in den meisten Fällen zum sofortigen Ende der Geschäftsbeziehungen. Sollte dies der Fall sein, wird es Auswirkungen haben, auf ihn, auf Theresia, auf ihr ganzes restliches Leben. Er steht wieder am Anfang, ein Sklave seiner Identität.

Er muss sein Telefon haben. Sofort.

»Sie werden vielleicht eine Zeit lang Schlafstörungen haben. Schwindelgefühle, beunruhigende Träume. Engegefühle, Angstzustände. Womöglich sogar Panikattacken. Das ist nicht ungewöhnlich nach einem solchen Eingriff.«

Er nickt zum Zeichen, dass er verstanden hat. Und um zu verheimlichen, dass ihre Voraussagen schon jetzt zutreffen.

»Brauche ich mein Telefon, bitte«, sagt er mit schleppender Stimme.

Die Ärztin, eine sehr junge Person, die ehrgeizig und steif in ihrem gestärkten Kittel steckt, nickt und schüttelt dann sofort den Kopf. »Das geht nicht. Telefon bedeutet Aufregung. Aufregung bedeutet erhöhte Pulsfrequenz. Das können Sie sich nicht leisten. Wenn Sie jetzt ein Telefon in die Hand nehmen, bringt es Sie um.«